

ten die Welt ganz anders erklären als das Christentum, daß die Kirche nicht in der Sprache der Zeit rede, daß die Kirche nichts dazu beigetragen habe, gesellschaftliche Strukturen zu verbessern. Die Menschen haben in gesellschaftlichen Zusammenhängen einen Denk- und Bewußtseinsstil gewonnen, der es vielen unmöglich macht, das, was die Kirche verkündet, zu assimilieren. Der Konflikt zwischen Kirche und Gesellschaft schreit uns aus Tausenden von Interviews entgegen. Kaufmann aber empfiehlt begriffliche Wattepfropfen für die Ohren. Wenn über Begriffe gestritten wird, so geschieht das selten aus bloßer Liebe zur Klarheit. Dahinter stecken meistens politische Motive. Wenn ich Kaufmann richtig verstanden habe, so befürchtet er eine fatalistische Reaktion auf das Sichtbarwerden eines Antagonismus zwischen Kirche und Gesellschaft. Die Motive für eine Kirche in der Gesellschaft würden geschwächt, die für eine Abgrenzungstendenz gegen die Gesellschaft gestärkt. Wenn es wirklich um solche Alternativen geht, dann wäre die Politik der Konfliktleugnung wahrscheinlich die schlechteste.

Franz X. Kaufmann

Meinungsforschung ohne Begriffe? – Eine Replik

Der Autor des Forschungsberichts über die Synodenumfragen ist auf den zentralen Punkt meiner Kritik an seiner Anti-Kritik nicht eingegangen. Ich beschränke mich im folgenden auf diesen Punkt, nicht um recht zu behalten, sondern weil hier m. E. ein zentrales Problem des angemessenen Umgangs mit Daten der empirischen Sozialforschung im Hinblick auf praktische Zwecke zur Debatte steht.

Über Konsequenzen einig

Öffentliche Dispute zwischen Sozialwissenschaftlern haben leicht den fatalen Effekt, einen lachenden Dritten zu produzieren: Diejenige Gruppe nämlich, die durch ein bestimmtes Forschungsergebnis unangenehm betroffen ist. Es fällt ihr dann leichter, ein unangenehmes Forschungsergebnis gar nicht erst zur Kenntnis zu nehmen oder — sofern dies unvermeidlich ist — darauf hinzuweisen, daß es angesichts der veröffentlichten Kritik wohl noch gründlicher Überprüfung bedürfe. So wird wissenschaftliche Kritik zum Alibi, um Betroffenen die Konsequenzen unangenehmer Einsichten zu ersparen.

Wenn ich die Anti-Kritik von Herrn Kollegen Schmidchen richtig verstanden habe, so scheint er eben dies von meiner in dieser Zeitschrift veröffentlichten Kritik seiner Interpretation der Synodenumfragen zu befürchten — oder gar mir die Absicht zu unterstellen, ein solches Alibi aus „politischen Motiven“ produzieren zu wollen. So sei denn einleitend festgehalten, daß ich den Ergebnissen der Untersuchung Schmidchens insbesondere in folgenden Punkten völlig zustimme, von denen ich annehme, daß sie den für die Geschicke der katholischen Kirche in der Bundesrepublik Deutschland Verantwortlichen nicht besonders angenehm sind (sofern sie sie überhaupt zur Kenntnis nehmen):

1. Es scheint der Kirche nur in geringem Maße zu gelingen, unter den heutigen Jugendlichen traditionelle Glaubensüberzeugungen zu verbreiten und die Identifikation mit der Kirche zu einer Dominanten des religiösen Bewußtseins (oder gar des Bewußtseins überhaupt) zu machen.
2. Von einem erheblichen Teil der deutschen Katholiken wird die Kirche als in Konflikt mit von ihnen anerkannten Werten stehend erfahren. Dadurch kann in den Betreffenden eine seelische Spannung entstehen, die in den meisten Fällen nicht über lange Zeit hinweg ausgehalten oder gar bejaht wird. Sie führt vielmehr zur Vermeidung spannungserzeugender Erlebnisse oder zu Bewußtseinsveränderungen in Richtung auf eine stärkere kognitive Konsistenz des Bewußtseins, d. h. unter den gegenwärtigen Verhältnissen praktisch: zur Distanzierung von Kirche und zum Abbau derjenigen kirchlich definierten Bewußtseins-elemente, die als in Spannung zur herrschenden Kultur stehend erfahren werden.
3. Die wahrgenommene Dissonanz zwischen Kirche und anerkannten Werten führt zu um so stärkeren seelischen Spannungen, je geringer der Sozialkontakt zur Kirche (gemessen durch die Regelmäßigkeit des sonntäglichen Messebesuchs) ist.

Differenzen im Umgang mit Begriffen: das Beispiel Orthodoxie

Zu meinem Bedauern werden diese m. E. pastoral höchst bedeutsamen Schlußfolgerungen im Forschungsbericht allerdings nicht mit dieser wünschenswerten Einfachheit formuliert, die sie auch Nichtfachleuten verständlich machen würde. Demgegenüber könnte der Autor zu Recht einwenden, daß man nicht gleichzeitig einfach und wissenschaftlich präzise schreiben könne. Die Einwände in meinem Besprechungsaufsatz bezogen sich deshalb auch nur beiläufig auf die fehlende Vermittlung zu pastoralen und kirchenpolitischen Fragestellungen (diese Aspekte sollen in einem zweiten, von Professor *K. Forster* herausgegebenen Sammelband erörtert werden), sondern auf fehlende Präzision in der wissenschaftlichen Argumentation.

Doch was heißt hier wissenschaftlich? Handelt es sich bei meinen Einwänden nicht doch um zumindest für die meisten Leser dieser Zeitschrift belanglose Begriffsstreitigkeiten? Nach meiner Auffassung sind Worte und Begriffe nicht immer so harmlos, daß sie der Beliebigkeit des Sprachgebrauchs einzelner Wissenschaftler überlassen bleiben könnten. Der zentrale Punkt meiner Kritik bezieht sich auf die Art und Weise, in der Schmidchen die von ihm mit hier unbestrittener statistischer Kompetenz verarbeiteten empirischen Daten durch weder in der Frage noch in der Antwort enthaltene Begriffe kennzeichnet. Dies sei in diesem Zusammenhang nicht am Forschungsbericht, sondern an obiger Antikritik veranschaulicht: Für Schmidchen ist es offensichtlich ein Zeichen von „Orthodoxie“, wenn eine Person unter mehreren Antwortvorgaben sich für den Satz entscheidet: „Ich bin gläubiges Mitglied meiner Kirche und stehe zu ihrer Lehre“, und nicht etwa für den Satz: „Ich fühle mich als Christ, aber die Kirche bedeutet mir nicht viel“ oder „Ich möchte gern glauben, aber ich fühle mich unsicher“. Im Forschungsbericht wird der gleiche Sachverhalt (m. E. bedeutend sinngemäßer) als „Glaubensfestigkeit“ interpretiert

(vgl. S. 108 f.). Auch nach meinem Urteil deutet dagegen die erste Antwortvorgabe in Tabelle I („Jesus Christus ist der Sohn Gottes. Er hat den Menschen Gottes Wort verkündigt . . .“) in Verbindung mit den übrigen Antwortvorgaben durchaus auf „Orthodoxie“ hin.

Hinter der Interpretation Schmidchens steht also die Vorstellung, „Glaubensfestigkeit“ und „Orthodoxie“ sei dasselbe, und beides sei durch die erwähnten Antworten in zureichender Weise empirisch faßbar (d. h. ‚operationalisiert‘). Ich bin dagegen der Auffassung, daß derartige Begriffe nicht ohne eine Überprüfung der Gültigkeit solcher Interpretationen verwendet werden sollten.

Gültigkeitsprüfung empirischer Aussagen

Mein Einwand bezieht sich nicht auf die von seiten religiös empfindender Menschen zu erwartende Auffassung, man könne mit den Mitteln der Umfrageforschung solche und andere religiöse Phänomene überhaupt nicht angemessen erfassen. Diese Auffassung ist zwar bis zu einem gewissen Grade berechtigt, doch kann auch nach meiner Ansicht mit Hilfe empirischer Methoden so viel an Wissen über die gesellschaftlich verbreiteten Formen der Glaubenswirklichkeit erfahren werden, daß die *Berücksichtigung* von Ergebnissen empirischer Forschungen bei kirchlichen Überlegungen dringend empfohlen werden muß¹.

‚Berücksichtigung‘ bedeutet jedoch einen komplexen Prozeß der *Auseinandersetzung*, nicht der naiven Rezeption naiv interpretierter statistischer Daten. Dabei kann nicht einmal davon ausgegangen werden, daß der kirchliche Sprachgebrauch (etwa von ‚Orthodoxie‘) für den Forscher maßgebend sein müsse. Der Sozialforscher muß durchaus das Recht beanspruchen, zu prüfen, inwieweit die kirchliche Auffassung von ‚Orthodoxie‘ als ein empirisch faßbarer Sinnkomplex auffindbar ist. Umgekehrt sollten sich Theologen nicht mit schlagwortartigen Kennzeichnungen empirischer Sachverhalte zufriedengeben, sondern den Prozeß der Interpretation empirischer Variabler nachzuvollziehen suchen. Hierzu ist es notwendig, daß die Maßstäbe der Interpretation vom Forscher offengelegt werden.

In der Methodologie bezeichnen wir dies als Problem der ‚Gültigkeitsprüfung‘ empirischer Aussagen. Diese hat sowohl statistische wie hermeneutische Aspekte. Den statistischen Aspekt veranschaulicht Schmidchens Argumentation unter Ziff. 1 seiner Anti-Kritik an einem relativ einfachen Verfahren: Die (von mir nicht aufgestellte) Behauptung, die Bejahung des Satzes „Ich bin ein gläubiges Mitglied meiner Kirche und stehe zu ihrer Lehre“ sei eine „Aussage über die Bereitschaft zum Konformismus“, soll durch ähnliche Verteilung der „Ritualisten“ bei Zugrundelegung der Aussage „Jesus Christus ist der Sohn Gottes . . .“ widerlegt werden (vgl. Tab. 2). Auf die (ebenfalls vorhandenen) Probleme statistischer Gültigkeitsprüfung sei hier nicht eingegangen, sondern nur darauf hingewiesen, daß die statistische Prüfung hermeneutische Überlegungen nur ergänzen, nicht ersetzen kann: Inwieweit hier die Begriffe ‚Orthodoxie‘ und ‚Glaubensfestigkeit‘ wie auch der Begriff des ‚Ritualismus‘ angemessen verwendet wurden, läßt sich durch Argumentationen, wie sie Schmidchen vorträgt, überhaupt nicht erörtern. In diesem Sinne habe ich in dem Bericht vor allem die Bezeichnung der in der Faktorenanalyse der Wertorientierungen festgestellten Basiswerte, die Verding-

lichung der ermittelten persönlichen Wertorientierungen zu einem ‚gesellschaftlichen Wertsystem‘ und den Gebrauch des Begriffs ‚Ritualismus‘ kritisiert.

Die Wertskala ist kein statistisches, sondern ein hermeneutisches Problem

Für die Leser dieser Zeitschrift dürften die Diskussionen über den Begriff ‚gesellschaftlicher Werte‘ tatsächlich akademischen Charakter haben, so daß diese Kontroverse hier nicht fortgesetzt werden soll. Begriffe wie ‚Orthodoxie‘, ‚Glaubensfestigkeit‘ oder ‚Ritualismus‘ sind jedoch im vorliegenden Zusammenhang kirchliche und nicht etwa soziologische oder sozialpsychologische Interpretations-schemata. In dem Augenblick, wo der Forscher sich solch vorwissenschaftlicher Begriffe bedient, vollzieht er in der Regel einen Gedankensprung, auf den zu achten sich häufig lohnt. Der Sprung selbst ist — dies habe ich auch in meiner Besprechung deutlich zu machen versucht — in gewissem Maße unvermeidlich, wenn die Ergebnisse empirischer Sozialforschung praktisch relevant werden sollen. Es kommt darauf an, wie der Forscher sich der Richtung dieses Sprunges versichert. Wie unpräzise solche Gedankensprünge sein können, zeigt sich etwa an der Interpretation, die Schmidchen in der Antikritik seinem Forschungsansatz gibt: Er sagt, er habe aus der „auch für Soziologen heute durchaus unbekanntem Totale der Werte . . . eine Stichprobe gezogen“. Nach meiner Auffassung kann die Auswahl relevanter Wertorientierungen auch für einen in Stichprobenverfahren zweifellos versierten empirischen Sozialforscher kein statistisches Problem sein, sondern nur unter hermeneutischen Gesichtspunkten entschieden werden. Denn sie allein entscheiden über die Relevanz der beigebrachten Daten in jenen praktischen Problemzusammenhängen, um derentwillen solche Untersuchungen meist in Auftrag gegeben werden.

Ein sicheres Ergebnis: Die missionarische Potenz der Kirche ist schwach

Diese methodische Kritik soll jedoch nicht von den m. E. unbestreitbaren zentralen Ergebnissen der Untersuchung ablenken: So etwa der den Ergebnissen des Forschungsberichts zweifelsfrei zu entnehmende Trend, daß religiöse Sinngehalte zunehmend nur noch solchen Menschen plausibel gemacht werden können, die regelmäßig zur Kirche gehen. *Die missionarische Potenz des deutschen Katholizismus erscheint heute als minimal.* Eine Kirche aber, die nicht mehr imstande ist, neue überzeugte Mitglieder zu gewinnen, befindet sich auch dann auf dem Wege zur Stagnation, wenn die Kirchenbesucherzahlen noch hoch sind.

Für den Aufweis einer Reihe von Mechanismen, die diesen Sachverhalt erklären, ist Schmidchen wie auch den Auftraggebern der Studie, der Deutschen Bischofskonferenz, die Anerkennung nicht zu versagen. Möge der Mut, ein wenig von der gesellschaftlichen Wirklichkeit des Glaubens erfahren zu wollen, nun auch die Verarbeitung der gewiß (insgesamt) nicht schmeichelhaften Erkenntnisse beleben.

¹ Eine ausführliche Erörterung dieser Fragen aus theologischer und soziologischer Sicht findet sich in: Frans Haarsma / Walter Kasper / Franz-Xaver Kaufmann: Kirchliche Lehre — Skepsis der Gläubigen. Verlag Herder, Freiburg 1970, bes. S. 28 ff., 38 ff., 104 ff.